

1 BILD UND 1000 ZEICHEN



In der vierteiligen Arbeit von Walter Derungs eröffnet sich ein weiter, undefinierbarer Raum mit technoiden Objekten. Malerisch verschwommen akzentuieren schwarze Blöcke den Raum, die Decke besteht aus kahlen Platten. Im Unverständnis der Situation denken wir an klinische Säle mit Seziertischen, bis unsere Augen endlich die Umkehrung ahnen und das Bild nicht nur auf den Kopf stellen,

sondern auch als Negativ erkennen. Das diffuse Schwarz ist eigentlich das reflektierende Licht der Deckenlampen, die seltsamen Satelliten grosse Behälter. Walter Derungs spürt seit Jahren leeren Räumen nach und intensiviert deren Stimmung durch den Einsatz spezifischer bildnerischer Mittel. In diesem Fall steigert nicht nur die Aufteilung in einzelne Bildteile das Gefühl der Fragmentierung, auch

die Negativansicht und die Umdrehung tragen zur Verfremdung bei. Derungs entwickelt seine Handabzüge mit dem Schwamm, dessen leichte Spuren das Bild zum Unikat machen. Weitere Arbeiten von Walter Derungs sind auf www.fotoszene.gr.ch zu sehen. (ZVG)

Kuratiert von Katharina Ammann vom Bündner Kunstmuseum.

BEKENNTNISSE EINES AUTODIDAKTEN Felix Benesch über Kategorien und Hierarchien in der Kultur

Durch Wände gehen

Vielleicht haben Sie den Witz schon einmal gehört: Ein katholischer Priester, ein evangelischer Pfarrer und ein Rabbi diskutieren darüber, wann denn eigentlich das menschliche Leben beginne. Während die beiden christlichen Autoritäten den Anfang des Lebens irgendwo zwischen Befruchtung und Geburt festmachen, hält der Rabbi sich mit einem Urteil dezent zurück. Erst auf Nachfrage erklärt er verschmitzt: «Das Leben beginnt, wenn die Kinder aus dem Haus sind und der Hund tot!» – Ich fand das schon in jungen Jahren witzig. Als freiberuflicher Kreativer würde ich diese Frage indes nochmals ganz anders beantworten.

Das Leben beginnt mit dem ersten Schritt in die unsichere Existenz eines Freiberuflers. Das wirkliche Leben allerdings beginnt erst, nachdem du daraufhin mindestens ein Mal richtig auf die Schnauze gefallen bist, dich wieder aufgerappelt und der Versuchung widerstanden hast, (wieder) einen festen Job anzunehmen. Erst dann beginnst du zu verstehen, dass es wichtigere Dinge gibt als deinen Status. Und dass Angst und Ungewissheit nicht dazu da sind, mit Arbeitsverträgen und Versicherungen von dir ferngehalten zu werden. Im Gegenteil: Du musst sie annehmen wie Partner, sie sind dir wohlgesinnt und wollen nur dein Bestes. Während mancher Angestellte einen guten Teil seiner Energie damit verpufft, sich an Kollegen und Vorgesetzten aufzureiben, werden wir Freiberufler von unserer Existenzangst sehr effek-

tiv dazu angetrieben, ständig unser Bestes zu geben. Ganz ohne Reibungsverluste.

Wenn es gut läuft, resultiert daraus manchmal eine Tiefenentspannung, die einen mit einem gewissen Stolz hinab- oder hinaufblicken lässt auf die von Rankämpfen, Neid und Missgunst aufgewühlten Territorien der festangestellten Kollegen, sei es in den Story-Departements von TV-Serien, in Redaktionen, in Ensembletheatern – oder auch in Lehrerzimmern. Wenn es hingegen weniger gut läuft, dann kommt es durchaus vor, dass ich sie beneide, weniger um ihr festes Gehalt, sondern vielmehr um den Luxus von Freizeit. Denn meine alte Gefährtin, die Existenzangst, drängelt häufig rund um die Uhr, sie treibt mich dazu an, jeden Auftrag anzunehmen und überall noch schnell ein Exposé einzureichen. Das führt gezwungenermassen manchmal zur Überlastung.

Aber ich will auf etwas ganz anderes hinaus: Seit meinen Anfängen mit Amateurtheater bei den Freilichtspielen Chur und bei den Muntanellas Cazis habe ich die Welt der darstellenden Künste aus den denkbar unterschiedlichsten Blickwinkeln betrachten dürfen. Ich war Bühnenarbeiter, Beleuchter, Regie- und Dramaturgie-Assistent, Schauspieler, Sprecher; später habe ich mit Theaterlegenden gearbeitet, darunter waren Schauspieler wie Angela Winkler, Ulrich Tukur, Josef Bierbichler, Ulrich Mühe; Regisseure wie Peter Zadek; Intendanten wie Claus Peymann und viele mehr; ich durfte an legendären Bühnen wie dem Burgtheater Wien und dem Schauspielhaus Zürich inszenieren; als Drehbuchautor habe ich ebenso fürs Kino als auch für Reihen, Serien, Daily-Soaps und Telenovelas gearbeitet, fürs Privatfernsehen ebenso wie für öffentlich-rechtliche Sender in Deutschland und in der

Schweiz. Und immer wieder hat es mich zurück nach Chur getrieben, back to the roots sozusagen, unter anderem für Arbeiten mit Jugendlichen und Amateuren.

Ich habe das nicht geplant, es ist so gekommen, man kann das gut finden oder auch nicht. Fakt ist: Wo auch immer ich hinkam, traf ich auf Menschen,



«Amateure machen einen guten Teil der Seele der Bündner Kultur aus»

für die es der Mittelpunkt der Welt war, und das wurde es dann meistens auch für mich. Fast alles war mir gleich wichtig, unabhängig davon, wie gut es am Ende gelungen ist. Kaum etwas war auf meiner inneren Bewertungsskala bedeutender als das Andere. Man widmet sich einer künstlerischen Arbeit entweder ganz oder gar nicht. Etwas auf der linken Arschbacke absitzen, das geht nicht, jedenfalls konnte ich das nie. Rückblickend erscheinen mir einzelne Produktionen an der Klibühni oder mit dem Kantichor sogar intensiver als manches an der Burg.

Damit will ich nicht sagen, dass es zwischen Klibühni und Burgtheater keine Unterschiede gibt, ebenso wie zwischen Fernsehen und Kino, zwischen Kunst und Unterhaltung oder zwischen Amateur- und Berufstheater. Doch aus meiner Perspektive verschwimmen diese Unterschiede je länger je

mehr, manchmal bis zur Unkenntlichkeit. Sie sind fließender, als es die Wächter über die Verteilung der Subventionsgelder wahrhaben wollen. Wer unbefangen hinsieht, wird mitunter erkennen, dass in den vergleichsweise üppig ausgestatteten Stadt- und Staatstheatern manchmal die pure Hilflosigkeit als teure Großkunst verkauft wird. Und umgekehrt finden sich plötzlich Perlen in Nischen, wo man sie niemals vermuten würde.

In Zeiten eines härter werdenden Verteilungskampfes um Kulturgelder ist es logisch, dass Richtlinien und Maßstäbe überprüft und immer wieder neu definiert werden müssen. Dennoch erfolge ich die Diskussionen um eine zunehmende «Professionalisierung» der Kulturszene in Graubünden auch mit einem gewissen Befremden. Engagierte Amateure wie der kürzlich verstorbene Philipp Lenz (ohne den ich vielleicht ein ganz anderes Leben geführt hätte), aber auch Chorleiter wie Christian Klucker (der ja eigentlich ein Profi ist) und viele andere mehr machen zu einem guten Teil die Seele der Bündner Kultur aus. Sie leisten unverzichtbare Aufbauarbeit, nicht nur, indem sie neue Talente fördern. Sie sind es auch, die die Kultur zu den Leuten bringen und so ein Interesse schaffen, das auch den Institutionen der Berufskultur zugute kommt.

Das richtig echte Leben beginnt, wenn man aufhört, über Kategorien und Hierarchien nachzudenken. Dann beginnt nämlich eine ganz neue Freiheit: Man lernt, auf seine eigene Wahrnehmung zu vertrauen – und kann plötzlich mühelos durch Wände gehen.

Der Drehbuchautor und Regisseur Felix Benesch schreibt alle vier Wochen für das BT.